In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 112 — Posen, den 17. Mai 1929 — 3. Jahrg

Der Mann seiner Frau.

Die Geschichte einer jungen Ehe.

Von Otto Krack.

(9. Fortsetzung). (Nachdruck verboten.)

Und so tauchte denn Herr Hahnebusch wieder auf — ernst, feierlich, würdevoll, in schwarzem Gehrock und Zylinder, wie es sich „in Anbetracht der Verhältnisse“ gehörte, aber sonst ganz unbefangen und sicher, ohne viel Umstände zu machen, als ob nicht das geringste geschehen, als ob's sozusagen sein gutes Recht wäre. Fühlte sich durchaus nicht als Fremder, Außenstehender, sondern als Bräutigam, als erklärter Verlobter von Fräulein Berta, als ein Mitglied der Familie, der seine Rechte und Pflichten hatte.

Aber sonst ein ganz erträglicher Mann. Zuvorkommend, aufmerksam, gefällig und diensteifrig, fast allzu diensteifrig. Mehr, als nötig war. Als sich schickte. Machte sich nützlich, wo er konnte, war immer geschäftig, bereit und erbötig, stets bei der Hand, griff selbst zu an Stelle der Dienstboten — na ja, das war noch eine Schwäche bei ihm, war er nicht gewohnt, aber das lernte sich schon — mit der Zeit.

Namentlich um Schwiegermutter war er unermüdlich tätig ließ sie kaum aus den Augen, folgte ihr, wo sie ging und stand, rückte ihr den Stuhl zurecht, schob ihr ein Kissen hinter den Rücken, damit sie's ja bequem hatte — es war rührend. Und die alte Dame ließ sich's gefallen — ein wenig abwehrend, ein wenig lächelnd —, aber schließlich — er verstand es nicht besser, meinte es im Grunde doch gut.

Wie ganz anders der Doktor, dieser ruhige, besonnene, ernste Mann, mit dem man alles besprechen, überlegen konnte; dieser kluge, fleißige Arbeiter, der sich emporgerungen hatte, vorwärtsgekommen war — ganz aus eigener Kraft — und es noch weit — weit bringen konnte. Das war ein Schwiegersohn nach ihrem Herzen, der ihrem Alten gewiß auch gepaßt hätte — schade, daß er das nicht mehr erlebt hatte. Ja, darüber konnte sie außer Sorge sein: ihre Eriko hatte den Rechten gefunden, war in guter Hut.

So verging der Sommer, kam der Herbst, in dem die beiden Hochzeiten gefeiert wurden. An einem Tage. Aber der Trauer wegen in aller Stille. Im engsten Familienkreis. Von Steffens Seite nur die Mutter, die ganz selig war und ihre Schwiegertochter gerührt in die Arme schloß.

Herr Hahnebusch bedauerte es, empfand es schmerzlich. Nicht, daß er den Verkehr mit seinen Kameraden und Bekannten, kleineren Beamten und Angestellten, fortsetzen wollte — nein, das paßte sich nicht mehr für ihn als den Schwiegersohn einer Geheimrätin, das mußte er aufgeben — natürlich —, aber so eine große, glänzende Hochzeitsfeier im „Kaiserhof“ oder „Esplanade“ — wie man in den Zeitungen las —, und den einen oder anderen dazu einladen, damit er davon sprach und erzählte — ach, das hätte er doch zu gern gesehen! Wie sie sich wohl ärgerten und ihn beneideten! Schade, daß er sich das entgehen lassen mußte! Daß er auf diesen Tag der Vergeltung verzichten mußte!

Aber was half's! Es ging ja nicht anders, war nicht möglich — nein. Das mußte er einsehen als vernünftiger Mann, und er w a r ein vernünftiger Mann!

Das erste, was er tat, war, daß er seine Stellung aufgab — seine schäbige Stellung, die ihn so kümmerlich, so jammervoll ernährt hatte. Sollte er vielleicht ein elender Bauzeichner bleiben, von morgens bis abends mit Winkelmaß und Reißfeder hantieren, sich von jedem Esel, der mehr zu verstehen glaubte als er, fortgesetzt anschnauzen und Grobheiten sagen lassen? Jetzt, wo er ein gnädiges Fräulein heimführte, die älteste Tochter des verstorbenen Geheimrats Wolde, Ritters hoher Orden? — Wo er in eine feine Familie hineinheiratete und zu der besseren Gesellschaft gehörte?

Unmöglich — ganz unmöglich. Daran war nicht zu denken! Und nachher? — Später?

Nun, das hatte ja keine Eile, das mußte man sich überlegen. Kommt Zeit, kommt Rat. Man wußte ja noch nicht, wie alles wurde, wie sich die Verhältnisse gestalteten, was seine Berta dazu meinte. Vorläufig all die Besorgungen, die Ausstattung und Einrichtung — dann die Wohnungssuche — und dann die Hochzeit — und dann die Hochzeitsreise — und dann die Flitterwochen — und dann — ach, wozu darüber nachdenken! Das würde sich schon finden, ganz von selbst ergeben.

Herr Hahnebusch plätscherte in Wonne, schwamm in Entzücken. Den ganzen Tag unterwegs mit Braut und Schwiegermama — oder mit Berta allein — und alles besichtigen — Bestellungen machen — Anweisungen geben — Aufträge erteilen — einkaufen — und was sie alles kauften und wie viele zahllose Sachen — für die Wohnung, die Wirtschaft, die Küche — Möbel, Teppiche, Gardinen, Vorhänge, Beleuchtungskörper, Wäsche — ach, es hatte gar kein Ende.

Und die Preise! Die Summen! Ihm wurde grün und gelb vor Augen, ihn schwindelte — Herrgott, mußten die Menschen reich sein! Aber Mund halten — still — ganz still! Er sagte nichts, fragte nichts. Das war das klügste — ohne allen Zweifel. Schwiegermutter bezahlte ja, mußt' es also wissen. Da hinein hatte er sich nicht zu mischen, das ging ihn nichts an — gar nichts an.

Und die Wohnung, die nach wochenlangem Suchen schließlich gemietet wurde — wundervoll, einfach fürstlich! Ebenso groß wie die von Baumeisters — na, das gehörte sich ja auch; was dem einen recht, ist dem andern billig —, acht geräumige Zimmer mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten und neuen Errungenschaften, mit Warmwasserversorgung und Heizung, mit Vorraum und Diele, Loggia und Wintergarten, sogar mit einer Dunkelkammer — mehr konnte man wirklich nicht verlangen!

Herr Hahnebusch wäre am liebsten zu Hause geblieben, hätte gleich eingeräumt und wäre eingezogen. Hatte ordentlich Sehnsucht nach seinem Heim, sah sich schon im Speisesaal schmausen und im Herrenzimmer seine „Echte“ rauchen. Aber ohne Hochzeitsreise —?

Nein, das war nun einmal üblich, gehörte zum guten Ton, und seine Berta meinte es auch.

Aber wohin —? Wohin —? All die verschiedenen Möglichkeiten, die riesige Auswahl — schrecklich! Heute lockte dies, morgen das — eins immer schöner als das andere. Was tun —? Ja, schwierig, sehr schwierig.

Nach Norden —? Im Herbst —? Nein, nicht gut möglich. Das war schon zu kalt. Nach der Schweiz —? Auch zu spät. Und nach dem Ausland —? Nach Frankreich oder England —? Hm — Aber die Sprachen — man hatte sie ja gelernt — in der Schule — gewiß — aber so bewandert war man doch nicht. Und Ägypten —? Kairo und Luxor —? Man hatte soviel davon gehört, es mußte märchenhaft, himmlisch sein, aber die weite Reise und übers Wasser — nein, lieber nicht.

Was blieb noch? Nur Italien. Warum auch nicht —? Venedig, Florenz — Rom — Neapel. Alle Welt schwärmte davon, das mußte man gesehen haben, und sie kannten es nicht, keiner von ihnen. — Also —! Das einzig Richtige —

Und sie fuhren nach dem Süden — ein Herz und eine Seele — ein glückliches, überglückliches Paar. — —

Zuerst hatten sie gedacht, zu vieren zu reisen, hatten alles mögliche versucht, Steffen und Erika für sich zu gewinnen: sie sollten sich anschließen, sie wollten alle zusammenfahren — alles miteinander genießen — in einem Hotel wohnen — die Sehenswürdigkeiten besichtigen. — Mußte das nicht reizend sein?



Aber die anderen beiden fanden es gar nicht reizend, waren durchaus nicht zu bekehren, überhaupt nicht für Italien zu haben. Hatten ganz andere Absichten, ganz andere Pläne.

Hierin stimmten sie überein, waren sie sich einig. Gottfried Hahnebusch war ihr Verwandter, ihr Schwager geworden und war ihnen innerlich doch ein Fremder, würde ihnen ewig ein Fremder bleiben. Das fühlten sie alle beide. Und sprachen sich öfter darüber aus. Sie wollten sich nicht zurückziehen, sich nicht abschließen, wollten die verwandtschaftlichen Beziehungen aufrechterhalten, in aller Freundschaft miteinander umgehen, aber darüber hinaus — regen häuslichen Verkehr pflegen, sich enger aneinander schließen —? Nein! Warum also Zweifel aufkommen lassen? Warum nicht von Anfang an seinen Standpunkt betonen? Es war das beste.

Steffen verstand diesen Mann überhaupt nicht. Wie konnte man alles so ruhig, gleichmütig, selbstverständlich hinnehmen? Wie seine Stellung ohne weiteres aufgeben und aus fremder Tasche leben? Gab man damit nicht seine Freiheit und Selbständigkeit auf? Machte man sich nicht abhängig, nicht zum Sklaven seiner Frau? Wie konnte man das —! Wie konnte das ein Mann —! Es war ihm unfaßlich —!

Und ihm selbst unmöglich — ganz unmöglich. Er könnte sich nicht in andere Hände geben, und wären es die liebsten, könnte nicht so leben — nun und nimmermehr. Wo blieb Mannesehre? Manneswürde? Er selbst — hatte er sie nicht zu wahren gewußt —?

Ja, das hatte er!

Er hatte es bewiesen in dieser Zeit — mehr als einmal. Wie eine Prüfung schien es ihm, wie eine richtige Prüfung, die er bestanden hatte.

Ihm war alles zu viel, zu kostbar, was angeschafft wurde: die Wohnungseinrichtung wie die ganze Ausstattung seiner Erika. Aber das konnt' er schließlich nicht hindern. Wenn sie es liebte, gern haben wollte — gut. Er war zufrieden. Es war ja auch wohl Sitte, alter Brauch, daß die Eltern der Braut dafür sorgten. Und er hatte nichts dagegen, konnte nichts dagegen haben.

Aber damit genug.

Als von einer großen Wohnung die Rede war, am Kurfürstendamm oder im neuen Westen, mit einer Flucht von Zimmern, die Tausende kosten sollte, für sie beide, für zwei Menschen — nein, das litt er nicht, wollte er nicht — auf keinen Fall. Das stand nicht im Verhältnis zu seinem Einkommen, war nicht zu bezahlen, und er wollte nur das, was er bezahlen konnte.

Erika machte Einwendungen. Warum sollte sie hinter ihren Geschwistern zurückstehen, nicht ebenso groß und schön wohnen wie ihr Bruder, der Baumeister, und ihre Schwester Frau Berta Hahnebusch? Sie war nicht zufrieden, schmollte.

Aber er blieb fest, beharrte auf seinem Standpunkt, suchte sie zu überreden und zu bekehren: ihr Bruder Dietrich sei der Nachfolger seines Vaters, Führer und Inhaber des Geschäfts, und sein eigener Herr, und was er tue, sei seine Sache; und ihr neuer Schwager —? Der könnte doch nicht maßgebend sein, als Musterbeispiel dienen, daß sie sich nach dessen Lebensanschauungen richten sollten? Meinte sie das nicht —? Ja, das sah sie ein, sie gab nach und fügte sich. So nahm man kleinere Räume, nicht im neuen Westen und nicht am Kurfürstendamm, sondern in einer Seitenstraße, in der Nähe der Wohnung, die Steffen bisher innegehabt hatte. Aus guten Gründen. Er wollte nicht zu weit fortziehen, nicht in eine andere neue Gegend, wo er unbekannt war und sozusagen wieder von vorn anfangen mußte.

Und dann die Mitgift!

Der alte Geheimrat hatte ein großes Vermögen hinterlassen, ein Millionenvermögen, das zum Teil im Geschäft und in Grundstücken steckte, zum Teil in Papieren angelegt war, zum Teil in bar auf der Bank lag. Zu Verwaltern und Hütern hatte er seine Frau und seinen langjährigen Rechtsbeistand und Freund ernannt und in seinem letzten Willen ausdrücklich bestimmt, daß seinen Kindern nur ein verhältnismäßig kleiner Teil ihres Vermögens ausgezahlt wurde, alles übrige im Geschäft blieb, und sie nur den Genuß der Zinsen hatten.

Warum diese Bestimmung? Aus Mißtrauen gegen die Kinder? Glaubte er, daß sie schlecht mit ihrem Erbe umgehen, sinnlos verschwenden würden, was er in langen Jahren erarbeitet hatte? Das vielleicht nicht. Aber, wie Mutter sagte, wegen seines Geschäfts, das er gegründet und in die Höhe gebracht hatte, das er als sein eigenstes Lebenswerk liebte und fortsetzen wollte — fortsetzen über den Tod hinaus. Es sollte nicht zurückgehen, nicht vernachlässigt werden, sondern weiterbestehen, ein Familienbesitz bleiben, von dem das Wohl und Wehe aller abhing, die Quelle, die alle — Kinder und Kindeskinder — speiste und nährte. Und daß jeder damit verwuchs, daran hing, daß seines Werkes Fortschritt und Gedeihen jedes einzelnen Fortschritt und Gedeihen war — darum sollte alles Geld stehen bleiben und nur der Gewinn jährlich zur Verteilung gelangen.

Aber trotzdem war es genug — mehr als genug —, was aus diesem Verdienst, aus den Zinsen der Wertpapiere und des Bargeldes auf jeden kam. Nur die Mutter hatte um alles gewußt, sie allein. Aber die Kinder waren überrascht, selbst der Baumeister, der seinen Vater schon so lange vertreten hatte.

Ebenso die Schwiegersöhne.

Gottfried Hahnebusch konnte es nicht glauben, verlor alle Selbstbeherrschung. Ihm war ganz wirr, tanzte alles vor den Augen. Ein solches Einkommen — allgütiger Himmel! In einem Jahr mehr, als er in zehn, zwanzig Jahren verdiente — der Gedanke an eine spätere Stellung schwand mehr und mehr, rückte in eine nebelhafte Ferne . . .

Und Steffen Lankow —? Wenn er auch nicht im vorhinein wußte, wie die Verhältnisse im Hause Wolde lagen, nie danach gefragt und sich wenig Gedanken darüber gemacht hatte, da er auf seinen eigenen Füßen stand, so merkte er doch bald, daß die Familie in großem Wohlstand lebte. Daß aber ein solches Vermögen, ein solcher Reichtum vorhanden war, ahnte er nicht, konnte er nicht ahnen, denn in dem Hause wurde durchaus nicht auf großem Fuße gelebt, der ganze Zuschnitt war einfach, bescheiden, fast sparsam.

Und nun diese Mitgift, die ihm in den Schoß fiel. Er wußte keinen Rat, war fast verlegen, fühlte sich unschuldig schuldig, als ob man ihm vorwerfen könnte, er sei ein Mitgiftjäger, habe nur nach Geld geheiratet. Was sollte man mit all dem Mammon anfangen? Das konnte man ja gar nicht verbrauchen! Man mußte sich ja förmlich hinsetzen und ausdenken, wie es anwenden!

Erika lachte ihn aus. Das würde sich schon finden. Sie hätten es doch nun einmal, müßten es nehmen, könnten es doch nicht auf die Straße werfen!

Nein, das nicht. Sie müßte es nehmen — natürlich — es sei ja ihr Erbe, ihr Eigentum und bleibe ihr Eigentum. Aber er —? Nein — nein — nein —! Ihm gehöre es nicht — nicht ein Pfennig davon — und werde ihm nie gehören. Er werde nichts davon anrühren, nichts verwenden — zu welchem Zweck es auch sein möchte. Sie sollte damit machen, was sie wollte, aber er verzichtete darauf — ein- für allemal, für heute und alle Zeit.

Wenn ich eine Frau zu eigen nehme, erklärte er, so übernehme ich damit die Pflicht, für sie zu sorgen — nach allen Richtungen hin — und wenn ich einen Hausstand gründe, habe ich für diesen Hausstand aufzukommen. Kann ich das nicht, muß ich für mich allein bleiben. Das mag eine veraltete, altfränkische Anschauung sein, die nicht zeitgemäß ist — leicht möglich — aber ich teile sie — habe sie, und danach muß ich handeln.

Erika hörte ihm aufmerksam zu, schien ihn anfangs aber gar nicht recht zu verstehen. Welche sonderbaren Ansichten! Die kannte sie gar nicht, die waren ihr fremd. Mußte ein Mann nicht froh sein, wenn seine Frau ihm etwas Hübsches in die Ehe brachte? Dann brauchte er sich doch nicht so plagen und quälen? Die jungen Herren, von denen sie wußte — dachten sie nicht alle so —?

Was hieß das —? Sie ging zu ihrer Mutter und schüttete ihr Herz aus — wie früher — wie immer, wenn sie sich nicht zurechtfinden konnte.

„Aber Kind," hieß es, „was du fragst! Solltest dich freuen, solltest stolz sein auf einen solchen Mann! Der sich und seiner Arbeit treu bleibt, sich nicht gleich auf die Bärenhaut legt und dem lieben Herrgott die Tage stiehlt! Und obendrein — ist's nicht der beste Beweis, daß er nur dich will und nicht dein Geld, was —?"

Ja, so war's auch, ganz recht. Und Erika freute sich, war stolz, daß sie einen solchen Mann bekam.

Was der Mama aber nicht paßte, ihr gar nicht in den Kopf wollte, das war die Reise — die weite, weite Reise, die die beiden vorhatten . . . Eine Fahrt über das große Wasser — nach Amerika.

Ein Ärzteverein, dem auch Steffen angehörte, hatte von langer Hand eine Studienreise nach der neuen Welt vorbereitet, die für diesen Herbst angesetzt war und durch alle größeren Städte der Vereinigten Staaten führte. Welch eine Gelegenheit, aus eigener Anschauung, unter fachmännischer Führung alle jene staatlichen und städtischen, öffentlichen und privaten Einrichtungen und Anstalten kennen zu lernen, von denen man so häufig las und hörte — eine Gelegenheit, die sich niemals wieder bot. Und dazu all die Vergünstigungen, die man genoß — von seiten der Schiffahrtsgesellschaft, den nordamerikanischen Eisenbahnen, den Hotelbesitzern. Alles in allem eine lächerlich geringe Summe im Verhältnis zu dem, was geboten wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Walzer.

Skizze von Margarete Antonius.

„Guten Abend, Liselott! Oh, wie entzückend!" Das junge Mädchen kam näher. Ihr Blick überflog die Arbeit, mit der die Freundin beschäftigt war. Spinnwebzarter Seidenchiffon in der Farbe matter Rosen lag über den Tisch gebreitet. Ein Medaillon, bestehend aus Blüten und Blättergerank, war mit Bleistiftstrichen leicht auf den Stoff gezeichnet; daneben ein Farbenkasten und verschiedene Malutensilien. „Ja, Else, auch ich finde den Farbenton entzückend. Mama hat wieder vornehmen Geschmack bewiesen. Ich freue mich riesig auf das Kleid!"

„Und den Tag, da du es zum erstenmal tragen wirst", vollendete die andere. „Weshalb sollte ich mich auch nicht freuen! Das Kleid . . ." — „Und er, der herrlichste von allen, dazu! Du hast recht, das ist Grund, um zu jubeln!" fiel die Freundin ihr lachend ins Wort. Das zarte Rot auf Liselotts Wangen vertiefte sich. „Du sollst doch nicht davon sprechen, Else!" Das klang wie eine Mahnung. Die Freundin zog die Schultern hoch. „Ich weiß nicht, wenn man einen Mann so gern hat, wie du ihn, müßte es dir doch Erleichterung schaffen, von ihm zu sprechen."

*

Frau Dr. Trenck ließ die Lorgnette sinken. „Sie trägt ein sehr kostbares Kleid", sagte sie. Ihr Sohn nickte zustimmend. „Und denke dir, Mama, die Malerei daran hat sie selbst ausgeführt." — „So? . . . Nun, das schadet ja weiter nichts, da hat sie nebenbei noch Talent . . . Eigentlich habe ich mir auch immer eine talentvolle Schwiegertochter gewünscht." Der junge Jurist begriff den Ideengang seiner Mutter. „Also, darf ich sie dir nachher vorstellen?" Die Frau Mama neigte bejahend das Haupt.

*

Ein Rheinländer war beendet. Eugen Trenck hatte Liselott an ihren Platz zurückgeführt. „Darf ich um den nächsten Tanz bitten?" — „Leider nein, schon vergeben!" erwiderte sie lachend. „Und der darauffolgende?" fragte er weiter. „Bitte sehr!" Sie sah auf dem Programm nach. „Loindubal, Walzer. Ernest Gillet ist der Komponist."

„Fern vom Ball", verdeutschte er. „Ich kenne den Walzer nicht, jedenfalls eine getragene Weise." — „Wieso?" — „Nun, ich denke dabei an einen Menschen, den irgendwelche Verhältnisse zwingen, fern von einem Ball zu weilen, den er gern besucht hätte, und der sich einer leisen Trauer darüber nicht erwehren kann." Sie schwieg. Die Musik setzte ein. Der Ball nahm seinen Fortgang. Nach dem Walzer besichtigten sie die Nebenräume des in modernem, vornehmem Stil erbauten Etablissements. Einen seitlich des großen Saales gelegenen Raum, vom Vestibül zugänglich, fand Liselott besonders schön. Er stimmte ihr bei. Deckenhohe Facettenglasspiegel, auf breiten, bankartigen Marmorkonsolen ruhend, schmückten die Wände. In der Mitte des Raumes plätscherte ein Springbrunnen klares Wasser über schlanke Nixenleiber. Auf einer der Marmorbänke nahmen sie Platz. Gedämpft scholl die Musik herüber. „Loindubal", wiederholte er. „Ich habe mich geirrt. Der Walzer ist keine schwermütige Träumerei, vielmehr Zukunftsträumerei, Lust und Daseinsfreude!" Er suchte ihre Augen. Liselott schwieg. Ein Erschauern kroch über sie hin. „Friert Sie? Dann wollen wir in den Saal zurück." — „Ja, ich finde es plötzlich so kalt hier." Abermals erschauerte sie.

Er bot ihr den Arm. „Gestatten Sie, daß ich Sie meiner Mutter vorstelle?" — „Ich bitte darum." — „Und dann, Fräulein Liselott" — Sie sah ihn an. Freudiges Staunen spiegelten ihre Züge wider. „Darf ich Sie so nennen?" — „Ja!" kam es wie ein Hauch von ihren Lippen. Er preßte ihren Arm. „Ende der nächsten Woche veranstaltet unser Korps ein Wohlfahrtsfest. Zu diesem möchte ich Sie und Ihre werten Eltern einladen. Werden Sie voraussichtlich der Einladung folgen?"

Einen Augenblick zögerte sie. „Kämen Sie gern?" fragte er weiter. „Ich? . . Ja, sehr gern!" Sie hatten den Saal erreicht. Die Klänge eines Straußschen Walzers fluteten durch den Raum. Er umfaßte sie und wirbelte in vollem Tempo mit ihr davon. „Sie haben vorhin diese Art zu tanzen getadelt", sagte sie leise. „Vorhin, ja — und jetzt rase ich mit Ihnen diesen Walzer bis zur Erschöpfung!" Er zog sie fester an sich. Sein heißer Atem umwehte ihr Antlitz. Ihr schwindelte. „Danke," stieß sie hervor, „ich kann nicht mehr."

„Ich halte dich!" Sie schloß die Augen. Die Musik verstummte, der Walzer war zu Ende. „Wir gehen zu meiner Mutter!" Wie im Traume hörte sie seine Worte und schritt an seinem Arm die Stufen zur Loge empor. — — —

*

Liselott schien der Ball schlecht bekommen zu sein. Sie fühlte große Mattigkeit Platz greifen und empfand deutlich, daß sie selbst schuld daran trug. Sie hätte sich, so heiß getanzt, wie sie war, nicht auf den kalten Marmor setzen dürfen. Eine Erkältung lag ihr gewiß in den Gliedern. So ging der erste Tag hin. Am Abend des zweiten Tages stellten sich Fieber und heftige Schmerzen ein. Gegen Morgen schwand das Fieber um weniges, aber die Schmerzen nahmen zu. Da schickte man zum Arzt. Durch die Untersuchung stellte er fest, daß es sich um einen schweren Fall von Blinddarmentzündung handelte. Ein bedeutender Chirurg wurde auf seinen Wunsch hinzugezogen.

„Die höchste Zeit, Herr Kollege!" sagte er. Noch am selben Abend wurde sie in die Privatklinik des Professors übergeführt, und zwei Stunden nach der Einlieferung wurde die Operation vollzogen. Der Schleier, den die Narkose um ihr Fühlen und Denken legte, umwob sie noch immer. Den Professor verwunderte das: „Merkwürdig, das Herz ist gesund!" Endlich kam das Erwachen. Dem Lauf der Krank-

heit war ein Ziel gesetzt, die Gefahr beseitigt. „Nur die Schwäche gefällt mir gar nicht!" Der Professor schüttelte das Haupt.

Niemand durfte sie besuchen. Ihre Geistesfäden webten ein eigenes Leben. Die jüngste Vergangenheit feierte Auferstehung. Seine Stimme wähnte sie zu hören. Sie sah ihn vor sich, sie wollte ihm die Hand reichen — und er nahm die Hand und streichelte sie leise. Darüber war sie glücklich und lächelte zufrieden. Wäre sie nicht zu müde gewesen, die Augen aufzuschlagen, hätte sie gesehen, daß es die Krankenschwester war, die ihre Hand streichelte. Auch die Gestalt seiner Mutter stand vor ihrem Geiste. Die stattliche Erscheinung in der starren, schweren Seide hörte sie liebe Worte zu sich reden. Dann wieder dachte sie an den Ball, zu dem er sie eingeladen hatte, und ihr Geist dämmerte durch märchenferne Gefilde der Zukunft. Verworrene Träume! Und doch keine Träume, ein eigenes, abgeschlossenes Leben.

Zum dritten Male sank die Nacht, seit sie im Hause barmherziger Menschenliebe weilte. „Ist alles zurechtgelegt, Mama?" Die Schwester beugte sich über sie und wechselte die Kompresse. „Danke! Ich bin immer noch müde. Nachher will ich viel tanzen, sehr viel!" Sie hatte die Augen kaum geöffnet; dann schlief sie wieder ein. Und der Schlaf kam über sie, dem kein Erwachen folgt. „Herzschwäche!" konstatierte der Assistenzarzt. Eine Stunde später schrieb der Professor dasselbe Wort auf den Totenschein.

Eugen Trenck sah versonnen auf den schwarzumrandeten Briefumschlag, der die Nachricht vom Hinscheiden Liselotts enthielt. Die Freundin hatte dafür gesorgt, daß ihm eine Anzeige zugestellt wurde. Frau Dr. Trenck seufzte. „Das Leben spielt sonderbar, mein Sohn! Dennoch sage ich dir: Kein Mensch ist unersetzbar!" Eine kurze Pause entstand. „Wünschest du, daß wir morgen das Fest besuchen?" Nervöse Spannung malte sich in des jungen Mannes Zügen. „Gewiß! Es ist traurig, daß sie so jung sterben mußte, aber es ist doch nun einmal nicht zu ändern. Natürlich schickst du ein Blumenarrangement in das Trauerhaus." Sie entnahm ihrer Börse einen Zwanzigmarkschein und reichte ihn ihm. Als er nach einer Viertelstunde die Treppe hinabstieg, pfiff er laut: „Es wär' so schön gewesen, es hat nicht sollen sein." — — —

In dem großen Erkerzimmer waren die Jalousien herabgelassen. Die Dielen des Zimmers deckten prächtige Blumenspenden. Dämmerhelle erfüllte den Raum. Hin und wieder flackerte eines der Lichter in den Kandelabern, die zu Häupten des Sarges standen, hell auf. Dann küßte jedesmal ein Lichtstreif das feine, bleiche Antlitz. Und wenn der Schein sich in den schweren, blonden Flechten verfing, die zu beiden Seiten bis zu den Hüften herabrieselten, sprühten Funken aus der goldenen Flut. Die schmalen Hände lagen gefaltet. Das Kleid, das sie mit viel Liebe geschaffen, verhüllte die sterblichen Ueberreste.

Geräuschlos wurde die Tür geöffnet, und die Freundin trat ein. Ihr folgte das Mädchen mit neu eingetroffenen Kränzen. Sie hieß sie niederlegen und das Mädchen sich entfernen. An einem kostbaren Kranz aus weißen Rosen war eine Karte befestigt. „Eugen Trenck" las sie halblaut. Heiße Tropfen fielen auf den Kranz. Sie löste eine besonders schöne Rose heraus und trat an die Bahre. Behutsam beugte sie sich nieder und legte die Rose vor die gefalteten Hände der stillen Schläferin . . .

Der Spender dieser Rose aber tanzte um dieselbe Zeit den ersten Walzer mit einer dunkelhaarigen Schönen. Und hier lag eine, wie zum Balle festlich geschmückt, und hatte eine reine, tiefe Liebe für ihn empfunden und wäre so gern seiner Einladung gefolgt. Aber gebieterisch trat ein Wille dazwischen und zwang sie, hier zu weilen — loin du bal. — —

Gedenktage.

16. Mai. Frida Schanz 70 Jahre alt. Die greise Dichterin, deren zahlreiche Gedichte und Geschichten für Kinder und junge Mädchen so viele erfreut haben, kann am 16. Mai ihren 70. Geburtstag feiern. Sie stammt aus einer Dichterfamilie, denn sowohl ihr Vater Julius wie ihre Mutter Pauline Schanz sind schriftstellerisch hervorgetreten. Frida Schanz ist am 16. Mai 1859 in Dresden geboren. Entscheidend für ihre Erfolge wurde es, daß ihr Lied „Wie glüht es im Glase" bei dem vom Lahrer Kommersbuch veranstalteten Preisausschreiben als das beste Trinklied den ersten Preis erhielt. Sie veröffentlichte dann mehrfach Gedichtsammlungen, später auch Novellen und einen Roman „Hochwald". Eine Auswahl aus dem poetischen Schaffen gab sie unter dem Titel „Mein Weg".

Der Spörgel als dankbare Grünfutterpflanze.

Der vielfach verkannte Spörgel stellt jedenfalls eine Futterpflanze dar, die nicht wählerisch hinsichtlich der Vorfrucht ist, sowohl auf frischem, humosem wie auch auf leichtem, lehmigem Sandboden gedeiht und sogar auf mehr trockenem Sandboden noch wächst. Der Spörgel wächst schnell und ist sehr genügsam gegenüber der Bodenkraft. Er verlangt keine tiefgehende Bearbeitung, jedoch eine feine und reine Ackerkrume. Gesät werden kann der Spörgel vom März an bis weit in den August hinein, und um für einen gewissen Zeitabschnitt immer frischen Spörgel zu haben, sät man ihn zweckmäßig immer in Zwischenräumen von zwei bis drei Wochen aus. Wegen des nicht geringen Vorzuges seiner Schnellwüchsigkeit — in acht Wochen nach der Aussaat ist er vollkommen schnittreif — eignet sich der Spörgel auch besonders zum Stoppelbau, indem man nach dem geernteten Roggen gleich die Stoppeln stürzt, den Spörgel ziemlich dicht breitwürfig sät, mit der Egge unterbringt und des gleichmäßigen Aufgehens wegen den Acker noch walzt.

Der Spörgel wird vom Rindvieh sehr gern gefressen, kaum weniger gern aber auch von Schafen und Schweinen. Man kann ihn als gutes Grünfutter bezeichnen, welches bei den Kühen auch günstig auf Menge und Zusammensetzung der Milch wirkt. In getrocknetem Zustande bietet der Spörgel ebenfalls ein gutes Futter, wie auch das Stroh des reif gewordenen Spörgels noch einen nicht unbedeutenden Futterwert besitzt. Das Heu steht im Nährwert dem Wiesenheu gar nicht so viel nach. Der kleine (Acker-)Spörgel wird gewöhnlich etwa 20 Zentimeter, der Riesen-Spörgel sogar bis 1 Meter hoch. Der Futterwert der beiden Arten ist nahezu gleich. Zur Aussaat verwendet man vom kleinen Spörgel 20 bis 24 Kilogramm und vom Riesen-Spörgel 20 bis 30 Kilogramm auf ein Hektar. Der Ertrag an Grünfutter stellt sich vom kleinen Spörgel auf etwa 150 Zentner und vom Riesen-Spörgel auf etwa 240 Zentner je Hektar, wogegen an Samen ungefähr 14 Zentner nebst 30 bis 50 Zentner Stroh pro Hektar gewonnen werden.

Diplom-Landwirt Paul.

Wenn die Gartenerde zu sandig und zu locker ist und deshalb nach jedem Regen oder Begießen zu schnell austrocknet, so mengt man ihr vorteilhaft etwas Lehm bei, welcher längere Zeit hindurch der Luft ausgesetzt war.

Ein öfterer Dungguß bei Rosen — gleich welcher Art — gibt den Blättern eine mehr blaugrüne bis rotgrüne Farbe, und ebenso ist der Farbton der Blüten tiefer als bei nicht gedüngten Rosen.

Fröhliche Ecke.

Bürgermeister (zum Dorfpolizisten): „Haben Sie von dem Spitzbuben, der Ihnen wieder entwischt ist, wenigstens vorher die Personalien aufgenommen?"

„Das nicht, aber ich habe seine Fingerabdrücke im Gesicht. Da könnt' man sie ja photographieren lassen."

*

Der Ober steckt den Kopf durch die Küchentür: „Fräulein Minna, gackern Sie mal 'n paar Minuten Da is eben 'n Gast gekommen, der will zwei frischgelegte Eier haben . . ."

*

Die Ausländer, die zu uns kommen, bringen jetzt immer öfter ihre eigenen Automobile mit.

Ja, aber sie benutzen noch immer unsre Fußgänger.

*

Erste Sorge. Männel hat heute früh gehustet, böse gehustet. Männel bleibt im Bett. Mittags tritt die Frau zu ihm: „Männel, nicht böse sein. Aber dein Husten beunruhigt mich. Ich habe telephoniert, und jetzt ist er da."

„Na schön. Dann laß den Arzt eintreten."

„Wieso Arzt? Der Lebensversicherungsagent ist draußen."

*

Simpel geht nach Hause.
In der Seitentasche trägt er eine Flasche.
Wohlgefüllt mit Rum.
Simpel rutscht aus, fällt hin und fühlt etwas Feuchtes auf seiner Hand.
„Hoffentlich ist es Blut," sagt Simpel.

*

„Meine Herren, wenn diese Trübung im Glas Tetramylalbuminosulfindacetat ist, gelang mir soeben eine der größten Entdeckungen dieses Jahrhunderts. Rührt sie aber von den schmutzigen Pfoten des Laboratoriumsdieners Hiergeist her, dann fliegt der Kerl zum nächsten Termin."

*

Manche Männer behaupten, die Frauen glichen Lautsprechern. Das ist natürlich eine Lüge!
Lautsprecher kann man abstellen.